

Franz Gruber

## Das Zweite Vatikanische Konzil, Papst Franziskus und die Zukunft der Kirche

Diözesantag der KMB am 19.10.2013 im Bildungshaus Schloss Puchberg

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Frauen, liebe Männer,

ich danke sehr herzlich für die Einladung, beim diesjährigen Diözesantag den Festvortrag halten zu dürfen. Nicht nur, weil ich meine lange Mitarbeit in der KMB als sehr wertvolle Zeit empfinde, sondern auch, weil das mir gestellte Thema ein Herzensanliegen ist. 50 Jahre nach dem Beginn des II. Vatikanums scheint mit Papst Franziskus wieder ein Frühlingswind durch die Katholische Kirche zu wehen. Ich hoffe, er übt eine entkrampfende Wirkung auf die in die Jahre gekommene Konzilsgeneration aus. Fast alle, die das Konzil vorbereitet und durchgeführt haben, sind nicht mehr am Leben. Jene aber, die das Konzil in den Diözesen der Weltkirche seit den 1970er Jahren umgesetzt haben, sind die Konzilsgeneration, die die Höhen und Tiefen, die Aufbrüche und Abbrüche erlebt und erlitten haben. Für die Diözese Linz darf man durchaus mit Selbstbewusstsein sagen, dass sie zu jenen Diözesen zählt, die am intensivsten das Konzil umzusetzen versuchten; ohne den Beitrag der Katholischen Aktion, der Männerbewegung und der anderen Gliederungen wäre diese Umsetzung nicht so nachhaltig gewesen. Das ist auch ein großes Verdienst für das Zusammenwirken von Priestern und Laien, das Verdienst der Bischöfe Zauner, Wagner, Aichern und Schwarz.

1

Wenn ich behaupte, es weht ein gliederlösendes, ein entkrampfendes Lüfterl durch die katholischen Kirchenmauern, seit der Jesuit Jorge Mario Bergoglio als Papst Franziskus an der Spitze der katholischen Kirche steht, spiele ich auf eine Kraft an, die die alten Griechen mit einem Wort bezeichnet haben, das in der kirchlichen und christlichen Welt leider zu den verschwiegenen, wenn nicht gar zu den Tabu-Wörtern zählt. Es ist der Eros, der in der griechischen Götterwelt nicht nur der Gott der Liebe war, sondern auch der Gott der Entkrampfung. Dieser Eros ist leider fast komplett aus der Kirche verschwunden. Sie ist leider Gottes zu einer der unerotischsten Institutionen geworden, die es gibt. Wenn Sie jetzt aber an das Wort „sexy“ denken, dann fühle ich mich missverstanden. Denn Eros ist nicht sexy, sondern zärtlich, vital, lebendig, dynamisch. Eros kann nicht auf Sexualität reduziert werden, sondern ist Leidenschaft, Lebendigkeit. Und darum instrumentalisieren wir den Bischof von Rom nicht, wenn ich sage, dass er etwas von diesem Eros des Glaubens, von diesem Eros des Christseins ausstrahlt, der wie ein gliederlösender, entkrampfender Frühlingswind durch unsere Lande weht und viele Christinnen und Christen, von der Kirchengipfel bis nach unten ziemlich unerotisch ausschauen lässt. Denn Franziskus zeigt in seinen bescheidenen, einfachen, aber ungemein herzlichen Gesten, wie Kirche erfahrbar sein soll. Und er ruft auch noch auf: *Habt keine Angst vor der Zärtlichkeit! Geht behutsam und achtsam miteinander um, aber geht dabei hinaus an die Ränder der menschlichen Gesellschaft. Bleibt nicht in der Sakristei, im Kirchenraum, im Pfarrsaal stehen, sondern geht auf die Menschen zu!*

Einen noch größeren Aufbruch haben die Katholiken vor 50 Jahren durch den charismatischen Papst Johannes XXIII., Angelo Roncalli, erlebt. Die Kirche war zu einem Wandel fähig, den ihr kaum noch jemand zugetraut hat. Auf einmal war die Kirche wieder auf der Höhe der Zeit – diese alte Dame unter den Religionen, die eine 2000jährige Tradition auf ihrem Buckel hat, deren größter Fehler es ist, dass sie den Unterschied zwischen der Tradition und dem lebendigen Evangelium immer wieder aus dem Auge verliert, hat auf einmal die Last von Jahrhunderten abgeworfen und den Blick auf die Gegenwart und in die Zukunft gerichtet.

Erstarrte Traditionen sind aufgebrochen worden und an die Stelle von Ängstlichkeit und Verzagttheit ist Mut in die Kirche eingezogen. Plötzlich hat die Glut unter der Asche des Dogmatismus und der Weltfeindlichkeit wieder Feuer gefangen. Das Konzil hat die fest verschlossenen Kirchenfenster weit geöffnet und das Licht der Welt hat das Licht des Glaubens berührt. Erst diese Begegnung der beiden Lichter führte zu jener „Erleuchtung“, die seither wegweisend geworden ist.

Darum möchte ich in einem ersten Abschnitt meines Referats zu diesem Aufbruch zurückgehen und ihn ERINNERTE ZUKUNFT bezeichnen, weil der Aufbruch und der Prozess des Konzils auch heute noch nicht zu Ende sind. Im zweiten Teil meines Referats werde ich auf die VERLORENE ZUKUNFT eingehen, auf die unnötigen und notwendigen Enttäuschungen eines solchen schwierigen Reformprozesses. Am wichtigsten aber sind Gegenwart und Zukunft. Am wichtigsten ist der Wandel heute: „*Sei der Wandel, den du suchst!*“ – dieses Motto von Mahatma Gandhi ist das Leitmotiv meines Vortrags. Den Wandel der Kirche, den Wandel des Christseins müssen wir immer auch selbst leben, den Wandel, den wir von der Gesellschaft erwarten, müssen wir selbst vollziehen. Im dritten Teil geht es also um die GEGENWÄRTIGE ZUKUNFT, es geht um die Herausforderungen, vor denen Christinnen und Christen heute stehen. Im vierten Teil werde ich noch einmal einige Facetten des Pontifikats von PAPST FRANZISKUS aufzeigen, denn ich habe den Eindruck, dass er uns gegenwärtig schon einige IMPULSE EINER KIRCHE DER ZUKUNFT gibt.

## **1. Erinnernte Zukunft: Weichenstellungen und Visionen des II. Vatikanischen Konzils**

2

Als Johannes XXIII. 1962 das Konzil eröffnete, sprach er von einem „Sprung nach vorne“, den die Kirche wagen müsse, damit sie auf Augenhöhe mit der Kultur und den Menschen von heute leben könne. Die Kirche dürfe nicht an ihren Traditionen hängen bleiben, sondern müsse zum Evangelium zurückkehren und von dort aus sich wandeln. Es ging dem Papst nicht um Modernismus, um modischen Anschluss an den Zeitgeist, sondern um Erneuerung aus dem Evangelium. Die Frohbotschaft der Gnade, der Barmherzigkeit, der Güte und Gerechtigkeit Gottes – das ist die Botschaft des Christentums, die Botschaft Jesu Christi, und aus von ihr her müssen sich Glaube, Pastoral und Theologie verstehen.

Denn das Grundproblem, an dem besonders die katholische Kirche litt und leidet, war und ist ihr Verhältnis zur modernen Welt. Die moderne Welt ist aus der christlichen Welt wie ein jugendlicher Mensch von Zuhause ausgezogen und hat diesen Auszug unter heftigen Kämpfen und Konflikten vollzogen. Die antike und mittelalterliche Welt standen unter dem Leitbild der göttlichen Weltordnung, die moderne Welt setzte an ihre Stelle die Freiheit des Menschen, der aktiv die Welt gestaltet durch Politik, Marktwirtschaft, Wissenschaft und Kunst. Die Menschenrechte sind die besten Intuitionen dieses neuen Selbstverständnisses, und die Trennung von Kirche und Staat sollte einen heilsamen, aber auch schmerzlichen Prozess der Säkularisierung auslösen. Aber all diese Neuerungen erschienen der katholischen Kirche zunächst als Irrwege, als Geisteskrankheiten. Meinungsfreiheit, Religionsfreiheit, Pressefreiheit, Gewissensfreiheit usw. geißelte Pius IX. noch als Grundirrtümer der modernen Zeit. Gegen diesen Geist der Modernität zog der Katholizismus zu Felde. Sicher haben die Aufklärung und die Moderne auch eine furchtbar hässliche Seite: die Dialektik der Moderne mit ihren ungeheuren Gewalteskalationen, die weltweiten kulturellen Verwerfungen, der Raubbau an humanen und natürlichen Ressourcen dürfen nicht verschwiegen werden. Aber zwei Weltkriege, der Völkermord an den Juden, die Erkenntnis, dass Freiheit und Gerechtigkeit Grundvoraussetzungen des humanen Zusammenlebens und auch des Glaubens

sind, haben die Katholische Kirche zur Einsicht geführt, dass der Dualismus: *Allein in der Kirche ist das Heil* und *Diese Welt ist Finsternis*, falsch ist.

Erst mit Johannes XXIII. gelang die Öffnung zur modernen Welt. Johannes XXIII. wollte ein Konzil abhalten, das keine Dogmen definiert und niemanden exkommuniziert, sondern auf dem sich die Kirche über ihr Wesen und ihre Rolle in der Welt von heute neu besinnt. Diese pastorale und theologische Revolution wäre allerdings nicht erfolgt, wenn nicht etwas geschehen wäre, womit der Papst selbst nicht gerechnet hatte: dass die Konzilsteilnehmer erst miteinander im Dialog um die Texte ringen müssen, bevor sie der Welt einen Dialog anbieten. Der eigentliche Geist des Konzils war nicht nur das „Aggiornamento“ (die „Verheutigung“) der Kirche, sondern die Fähigkeit, miteinander zu reden und um ein gemeinsames Selbstverständnis zu ringen. Darum wurde aus dem Konzil nicht ein dreimonatiges Ereignis, wie noch Johannes XXIII. gedacht und geplant hatte, sondern ein dreijähriges.

Die wichtigsten theologischen und spirituellen Früchte des Konzils möchte ich in zwei Punkten wie die Brennpunkte einer Ellipse zusammenfassen: das neue Verständnis von Gottes Heilswillen und das Verständnis von Kirche als wanderndem Volk Gottes.

**1. Das neue Gottesverständnis:** Vor dem Konzil fasste man das göttliche Heilswerk als eine Summe von übergeschichtlichen Wahrheiten auf, die der Kirche und ihren Autoritäten zur Verkündigung und Durchsetzung anvertraut worden waren. Kirche ist das Reich Gottes auf Erden, sie ist eine autarke Gemeinschaft (*societas perfecta*), und die Offenbarung eine Art Information, die der Mensch zu seinem Heil unbedingt braucht, um das ewige Leben zu erlangen. Doch dieses Bild ist ein sehr reduziertes Bild von Gottes Heilswillen, wie er aus der Heiligen Schrift zu entnehmen ist. Dort wird nämlich gesagt, dass Gott erfahren wird als die rettende und heilende Kraft, die mit den Menschen in ihrem Leben auf dieser Welt unterwegs ist. Wo Menschen auf dem Weg sind, dort ist Gott mit ihnen – so wie der auferstandene Herr mit seinen Jüngern auf dem Weg nach Emmaus. Gott ist ein Gott mit uns, einer, der sich vom menschlichen Leid berühren lässt, einer der das Verlorene sucht, einer, der auch in die dunkelsten Abgründe des Menschseins hinabsteigt. Gott will das Leben der Menschen, die Fülle des Lebens und nicht die Zerstörung und Vernichtung des Menschen. Denn Gott ist Gnade und er teilt sich befreiend und gerecht seinem Volk, als er selbst in seinem Messias Jesus Christus mit. Gott ist nicht zuerst als absolute Wahrheit oder als höchstes Wesen zu begreifen, sondern als heilende, liebende Beziehung.

Aus dieser neuen Gotteserkenntnis folgt alles andere: das neue Verständnis vom Menschen, das neue Bild der Kirche, das neue Verständnis des Glaubens, das neue Verhältnis zur Welt, zu den kirchlichen Konfessionen und zu den Weltreligionen usw. Wenn Gott in liebender Bezogenheit zu seiner Schöpfung und besonders zum Menschen steht, dann ist für ihn der Mensch nicht einfach ein Objekt seiner Wahrheit, sondern er ist Partner Gottes. Er will mit dem Menschen seine Schöpfung gestalten, sie hegen und pflegen, damit das Chaos, die Urmächte des Todes und der Gewalt nicht die Welt verwüsten. Gott schuf einen Menschen, der sein Wort hören und verstehen und vor allem es in Freiheit annehmen kann. Am Gott Jesu erkennen wir: Gott zwingt nicht. Gott nötigt nicht. Gott lädt einfach ein. Er wartet auf den Menschen, in unvorstellbarer Geduld, in unvorstellbarer Güte und Barmherzigkeit. Damit das Leben gelingt, will dieser Gott, dass die Menschen in Würde und Gerechtigkeit leben.

**2. Was ist die Katholische Kirche?** – das ist der zweite Brennpunkt des Konzils. Diese Grundfrage wurde drei Jahre lang intensiv überlegt. Die Kirchenkonstitution gibt darauf schließlich folgende Antwort: Kirche ist *„Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“* (LG 1). Kirche ist nicht um ihrer selbst willen da, sondern ein Mittel für einen Zweck. Dieser Zweck ist das Zeugnis der Verbindung Gottes mit

dem Menschen in Jesus Christus. Diese Vereinigung ist nicht nur ein „mystisches“ Bild, sondern ebenso sehr ein geschichtlicher und sozialer Vorgang. Sie ist die Zusage des Gottesreiches als jener Vision von Welt und Schöpfung, in der allen Menschen, aber besonders den Armen und Ausgegrenzten das geheilte Leben eröffnet ist. Aus diesem Grundverständnis heraus war das Konzil auch fähig anzuerkennen, dass die wahre Kirche Christi zwar in der katholischen Kirche vorhanden ist, diese aber nicht ihre einzige Repräsentantin ist. Auch in den anderen Kirchen ereignet sich die Kirche Jesu, mehr noch: das Heil Gottes wirkt auch in den anderen Religionsgemeinschaften. Eine der bedeutendsten Texte des Konzils wurde die Erklärung über die nichtchristlichen Religionen, *Nostra aetate*, worin ausdrücklich gesagt wird: „Die katholische Kirche lehnt nichts von alledem ab, was in diesen Religionen wahr und heilig ist.“ (NA 2)

Eine andere grundlegende Revision im Kirchenbild ist das Verhältnis von Hierarchie und Kirchengemeinde. Vor aller Unterscheidung in Laienchristen und geweihten Amtsträgern ist Kirche zuerst das ganze Volk Gottes (LG 9 und 10). Kirche als Volk Gottes heißt, dass die Weihe der Taufe alle Christen mit Christus in eine Einheit führt und dass darum in der Kirche alle untereinander zuerst Brüder und Schwestern sind. Diese Einsicht ist so grundlegend, dass es bis heute nicht gelungen ist, diese Berufung aller Christen als wanderndes Volk Gottes strukturell, institutionell, organisatorisch umzusetzen.

Wenn die Kirche Zeichen und Werkzeug ist, was bedeutet das für ihr Verhältnis zur modernen Welt? Diesem Thema widmet sich das wichtigste Dokument des Konzils, die Pastoralkonstitution „*Gaudium et spes*“. Um sie zusammenzufassen: Die Kirche sagt Ja zu dieser Welt, sie anerkennt ihr Prinzip der Freiheit und Autonomie, sie anerkennt den Willen, die Welt zu gestalten und humaner zu machen. Sie respektiert darum die Gewissensfreiheit des Menschen als letzter Norm. Sie anerkennt das Prinzip der Trennung von Kirche und Staat, sie will mit den Menschen guten Willens in einen Dialog, in eine Kooperation eintreten. Denn über alle Unterschiede hinweg hat die Menschheit nur eine einzige große Herausforderung zu bestehen: diese Welt menschlicher zu machen.

Diese Menschlichkeit ist kein Widerspruch zum Christsein, sondern im Gegenteil: seine Erfüllung. Und darum beschreibt das Konzil in einem seiner schönsten Texte den Christen als jenen Menschen, der grundlegend solidarisch ist mit den Menschen dieser Welt: „*Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen seinen Widerhall fände*“ (GS 1). Christen erkennt man also „von außen“, von der Welt betrachtet, wenn ich das so sagen darf, nicht zuerst an ihren Ritualen und Glaubensbekenntnissen, sondern an einer besonderen menschlichen Kompetenz: Sie sind fähig, die Grundgefühle des Menschseins, die Freude und Hoffnung, die Trauer und Angst der Mitmenschen zu spüren. Sie sind fähig, vor aller Unterscheidung in Sprachen und Nationen, in Volksgruppen und Religionszugehörigkeiten, die großen emotionalen Lebenserfahrungen zu teilen. Alles Menschliche ist den Christinnen und Christen vertraut und in diesem gemeinsamen Menschsein fühlen sich die Christen verbunden. Was für eine großartige Sicht des Menschseins und des Christseins! Welch ungeheurer Anspruch! Und wegen dieser Solidarität mit den Menschen weiß sich die Kirche verpflichtet, die Zeichen der Zeit zu deuten (GS 4) und sie im Glauben zu beurteilen, damit dieser Glaube zu einem befreienden Handeln wird. „Sehen-Urteilen-Handeln“: das ist das Prinzip, wie die Kirche heute in die Welt und in ihr Inneres hineinwirken muss.

Zusammenfassend hat das Konzil also folgende Neubestimmungen vollzogen:

1. Den Aufbruch der katholischen Kirche hin zur modernen Welt, ihr Wille, mit dieser Welt in solidarischer Zeitgenossenschaft zu existieren! Kirche anerkennt die Autonomie der irdischen Wirklichkeiten (GS 36), sie sucht den Dialog mit den Menschen guten Willens.
2. Die theologische Neuausrichtung auf den universalen Heilswillen Gottes – Gott ist ein Gott, der mit allen Menschen unterwegs ist. Darum ist Gottesdienst immer auch der Dienst an der Welt, an den Menschen und nicht Abkehr von der Welt.
3. Ein grundlegend neues Verständnis von der Kirche: Kirche ist Volk Gottes, ein Sakrament, also ein Heils- und Lebensmittel, ein Instrument der liebenden Verbundenheit Gottes mit der Welt. Sie ist Gemeinschaft der Getauften vor aller hierarchischen Unterscheidung.
4. Ein neues Verhältnis zu den anderen Konfessionen und Religionen sowie ein neues Verhältnis zum säkularen Staat: dieses Verhältnis ist eines des Respekts und der Anerkennung auf der Basis der Würde und der Freiheit der Menschen, wie sie der Schöpfer grundgelegt hat.

Sollte man eine solche Kirche nicht mögen? Könnte man sich mit einer solchen Kirche nicht anfreunden? Sicher ist die Kirche des Konzils, wie manche es ihr vorwarfen, keine Kirche der billigen Gnade, der Zeitgeistigkeit, die das Kreuz, die Herausforderungen von Friede, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung, der Solidarität und der vorrangigen Option für die Armen zu meiden versucht. Im Gegenteil – besonders die Kirche Lateinamerikas hat wie keine andere Kontinentalkirche Ernst gemacht mit den Impulsen des II. Vatikanums. Aber warum war dann dieser Kurs nicht erfolgreicher? Warum ist schon nach kurzer Zeit der konziliare Schwung erlahmt, warum sind die Krisenphänomene wie innerkirchliche Konflikte, Vertrauensverlust, Säkularismus, Zentralismus, Spaltungen usw. derart rapide angewachsen? Kurzum: Die Zukunft, die sich die Konzilskirche erhofft hatte, ist so nicht eingetreten. Die Welt ist nicht begeistert auf die Kirche zugegangen. Viele Hoffnungen der erwarteten Zukunft gingen sogar verloren. Werfen wir einen Blick auf diese nachkonziliare Krisenzeit.

## **2. Die verlorene Zukunft – Unnötige und not-wendige Enttäuschungen der Nachkonzilszeit**

Es gibt heute einen Mythos, besonders unter den konservativen Katholiken: Sie meinen, das Konzil sei die Ursache für die Kirchenkrise heute. Hätte die katholische Kirche die Fenster und Türen zur Welt nicht geöffnet, wäre diese Kirche eine geschlossene Bastion gegen die Irrtümer dieser Welt geblieben. Aber die Kirche hat schuldhaft ihre immer mit der Welt in Spannung und Widerspruch bleibende Andersheit aufgegeben. Ich halte diese Sicht soziologisch und pastoraltheologisch für völlig falsch. Die Kirche ohne Konzil wäre meiner Meinung nach sogar in die Katastrophe geschlittert.

Um die verlorene Zukunft zu verstehen und sie auch verabschieden zu können, damit man ihr nicht ewig nachtrauert, werfe ich einen Blick auf zwei Ebenen: a) auf die innerkirchliche und b) die gesellschaftlich-kulturelle Ebene.

a) Auf der **innerkirchlichen Ebene** sind einige Ereignisse zu nennen, die zu einer massiven Krise des Konzilsprozesses geführt haben. Bevor die Konzilsumsetzung auf Kontinental- und Ortskirchenebene angekommen ist, hat 1968 die vom Konzil verschobene Frage der Neubewertung der Sexualität mit der Entscheidung von Papst Paul VI. einen massiven Konflikt ausgelöst. Die Enzyklika *Humanae vitae* ist eigentlich ein Meilenstein in der Beurteilung der Liebe, der Sexualität und der Ehe. Aber der Papst hatte die Herausforderungen der modernen

Ehe und Familie nicht wirklich verstanden und schon gar nicht den Mut, eine jahrtausendalte Lehrtradition aufgrund der medizinischen Erkenntnisse über die Fortpflanzung zu korrigieren. *Humanae vitae* wurde zum Symbol dafür, dass die Kirche den Eindruck vermittelte, dass sie mit dem vitalsten Lebensbereich des Menschen auf Konfrontationskurs ging. Die Papstentscheidung hat unzählig viele Menschen und Ehepaare vor den Kopf gestoßen und den Eindruck hinterlassen, dass die vom Klerus geführte Amtskirche das Phänomen der menschlichen Liebe und die Anforderungen an die moderne Familie nicht wirklich versteht und lebens- und weltfremd lieber ihre Positionen verteidigt, als sich auf einen zugegeben anspruchsvollen Lernprozess einzulassen. Viele Bischofskonferenzen haben allerdings damals auch das Wort ergriffen und dieses Thema der Gewissensentscheidung der Ehepartner anvertraut. Heute aber hat die Kirche in Sachen Sexualmoral nicht nur in der jungen Generation fast völlige jede Autorität verloren. Das ist unendlich schade und bedauerlich, denn gerade ein liebevoller, integrierender Umgang mit Sexualität wäre so wichtig.

Ein anderer Krisenherd hatte seinen Ausgangspunkt ebenfalls im II. Vatikanum: Es ist der Weltkirche nicht gelungen, ihre Organisations- und Kommunikationsform so umzubauen, dass sie den Visionen des Konzils entspricht. Es hätte sofort eine grundlegende Strukturreform der Kirche stattfinden müssen. Und es hätte sofort eine Revision des Kirchenrechts bedurft. Zu dieser Mammutaufgabe hatte die Konzilskirche vielleicht keine Energien mehr. Die Bischöfe waren in ihren Diözesen mit der Umsetzung des II. Vatikanums beschäftigt und hatten dort alle Hände zu tun, die Reformen zu managen. So gewannen die beharrenden Kräfte wieder Oberwasser, das Verhältnis von Weltkirche und Ortskirche wurde nicht grundlegend revidiert und damit war es möglich, dass die Kirchenführung einen autoritären und zentralistischen Administrationsstil aufrechterhalten und ab den 1980er Jahren sogar noch einmal extrem stark ausbauen konnte. Neben dem Thema der Sexualität war also die Machtfrage der zweite Stolperstein der katholischen Reform. Die Amtskirche hat zwar die Laienchristen – schon der Begriff ist seit dem 2. Vatikanum eigentlich ein Unding! – aufgewertet, sie hat Macht abgegeben, aber so, dass das keine kirchenrechtlich relevanten Folgen nach sich zog. Es ist nicht gelungen, dem Volk Gottes kirchenrechtlich eine gestaltende Rolle zuzugestehen. Theologisch wurde der Klerikalismus zwar abgeschafft, aber strukturell blieb er erhalten. Ja, er wurde aufgrund der zunehmenden Krisenphänomene wie Kirchaustritte, Laisierungen von Priestern und Ordensfrauen, pastorale und theologische Flügelkämpfe nochmals verstärkt.

b) Aber – und das zu betonen ist mir sehr wichtig: Unbeschadet dieser selbstverursachten „unnötigen“ Krisen, eine Krise wäre der Kirche niemals erspart geblieben: die **Krise mit der säkularen Welt**. Denn diese Krise ist so fundamental und so lang langwierig, dass man von einer Krise eigentlich schon gar nicht mehr reden kann. Sie ist vielmehr die Signatur unserer Epoche, die wir durchleben und durchleiden, die noch immer anhält. Die Krise mit der säkularen Welt ist einfach gesagt die Tatsache, dass sich der Glaube nur mehr als freier Glaube behaupten darf und auf alle Mittel der Nötigung, des Zwanges, der Bevorzugung oder Benachteiligung verzichten muss. Wenn der religiöse Glaube in einer auf Meinungs-, Gewissens- und Religionsfreiheit gründenden Gesellschaft weitergegeben werden muss, dann verliert ein solcher Glaube einen Motor, der ihn seit der Konstantinischen Wende im 4. Jahrhundert bis in die Gegenwart wesentlich angetrieben hat: der Motor der öffentlichen Ordnung, des Staates und der Interessensgruppen, die Religion als öffentliches und gesellschaftspolitisches Instrument benützen und damit die Gesellschaft steuern. Auf dieser Grundlage entstand die christliche Kultur Europas und diese Grundlage zerbröselt seit einigen Jahrhunderten. Im 17. und 18. Jahrhundert hat darum die christliche Religion erstmals Teile der intellektuellen Eliten verloren, im 19. Jahrhundert große Teile der Arbeiterschaft,

im späten 20. Jahrhundert die dynamischen Schichten des Bürgertums und der öffentlichen Meinung, im 21. Jahrhundert wird sie die Jugend und die Frauen verlieren. Das sind Verluste ungeheuren Ausmaßes.

Hinter diesen Verlusten standen auch schwere Entfremdungsprozesse – und wieder waren es meines Erachtens Machtkonflikte, die die Logik der Entfremdung steuern. Der Konflikt mit den intellektuellen Eliten war ein Kampf um die Deutungsmacht über Welt und Kosmos. Der Konflikt mit den Arbeiterschichten und den Demokratiebewegungen war ein Kampf um die Gestaltungsmacht der Gesellschaft. Der Verlust der Frauen und Jugendlichen war und ist ein Kampf um die Einflussmacht auf die Identität der Menschen. Der Grazer Pastoraltheologe Rainer Bucher sagt treffend, die Kirche habe die Macht über ihre „3 Ks“: Kosmos – Kommunikation – Körper, verloren. Was wir heute erleben, ist das Ende der bisherigen Ordnung von Religion und Gesellschaft. Dieser Vorgang dauert schon 300 Jahre an, aber erst heute hat er die volksreligiösen Grundschichten der Gesellschaft erreicht. Jetzt erst ist die Konstantinische Epoche der Kirche zu Ende. Ein solches Ende hat die europäische Welt noch nicht erlebt. Aber sie bedeutet nicht nur eine epochale Krise, sondern birgt in sich auch eine epochale Chance.

Die Krise heißt: Kirche verliert ihre Plausibilität, auf die sie bisher zählen konnte aufgrund der Überzeugung der Tradition und der Geltung der kirchlichen Autoritäten. Die Traditionen tragen nicht mehr von selbst und die Autoritäten werden nur mehr anerkannt, wenn sie etwas zu sagen haben, wenn sie Glaubwürdigkeit und Kompetenz ausstrahlen.

Die Chance aber heißt: das Christsein kann neu erfunden, neu gefunden werden auf der Grundlage von Freiheit und spiritueller Erfahrung, auf der Grundlage von diakonischem, solidarischem Dasein und gemeinschaftlicher Verbundenheit. Wenn die Kirche ein offener Raum für das Christsein ist, zu der man und frau sich frei bekennen können, dann wird ein Glaube entstehen, der fähig sein wird, mit dem Pluralismus der Meinungen und Lebensstile dialogisch, selbstbewusst und kritisch umgehen zu können. Der Nicht- und Andersgläubige ist nicht mehr ein Gegner, sondern möglicher Partner in der Gestaltung einer menschlichen Welt. Wenn der Glaube nicht mehr über Autorität und Tradition weitergeben wird, dann muss er wieder aus der Lebenserfahrung gewonnen werden, er wird gerade dadurch zu einer kostbaren Quelle in einer säkularen Welt werden.

Denn was der Glaube bringt, ist – theologisch gesprochen – nicht von dieser Welt, aber immer für diese Welt: einen Sinn für die göttliche Tiefe des Lebens; einen Sinn für die Hingabe des Lebens aus Liebe; einen Sinn für das Versprechen Gottes, dass das Leben, dass die Liebe stärker ist als der Tod. Welche Kirche in Zukunft einmal entstehen wird, wenn aus diesen Grundlagen die Religiosität der zukünftigen Menschen geprägt sein wird, das wissen wir nicht. So wenig wie sich die Kirche vor 300 Jahre die Kirche von heute vorstellen konnte, so wenig können wir uns die Kirche im Jahr 2300 vorstellen. Und darum geht es auch nicht, sondern es geht um die Gegenwart. Um das Hier und Jetzt. Und im Hier und Jetzt fängt schon die Zukunft an. So komme ich zum wichtigsten Punkt meines Referats – zur Gegenwart:

### **3. Die gegenwärtige Zukunft – „Sei der Wandel, den du suchst!“ (M. Gandhi)**

Liebe Männer und Frauen! Man könnte durchaus sagen, dass die eigentliche Krise der Kirche darin liegt, dass sie nicht in der Gegenwart lebt. Ein Teil von ihr lebt noch immer in der Vergangenheit, und ein anderer träumt von irgendeiner Zukunft – aber Gott begegnet uns in

Wahrheit in der Gegenwart. Die Zukunft der Kirche hat jetzt begonnen, genauso wie die lebendige Vergangenheit, ihre Glut, ihr Überschuss, ihre Verheißung jetzt wirksam sind. Selbstverständlich kennt auch der Glaube Zeiten der Fülle und Zeiten des Mangels. Es gibt Zeiten des Aufbruchs und es gibt Zeiten des Niedergangs. Es gibt Zeiten der Ernte und es gibt Zeiten der Brache. Es gibt eine Zeit des Frühlings und eine Zeit des Herbstes. Was ist unsere Zeit? Was sind die Herausforderungen unserer Gegenwart? Worin besteht die Aufgabe des Christseins, des Christinseins heute?

Darauf gibt es im Grunde eine einfache Antwort, die aber in ihrer Konkretisierung nicht so leicht ist. Es geht – wie zu allen Zeiten – wesentlich darum, dass das Evangelium in den jeweiligen Räumen und Zeiten dieser Welt mit den Menschen in Berührung kommt. Das ist der Auftrag, den Christus seinen Jüngerinnen und Jüngern gegeben hat: *Geht hinaus in die Welt!* (Mt 28) Der Grund für dieses Hinausgehen ist die Botschaft Jesu, dass das Reich Gottes nahe gekommen und schon wirksam ist. Diese Botschaft ist eine Botschaft von Gott: Gott ist absolut reine Gnade, er ist verzeihende gütige Liebe, Gott gibt dem Menschen bedingungslos sein Heil. Diese Botschaft ist eine Botschaft an den Menschen: vor Gott kann und darf jeder Mensch so stehen, so sein, wie er ist. Er ist unbedingt angenommen, in seinen Schwächen und Sünden und in seinen Vorzügen und Einzigartigkeiten. Um diese Botschaft, um diese Erfahrung Gottes geht es. Über Gott und seine Gnade verfügen wir nicht, aber wir dürfen sie bezeugen – das ist Kirche. Darum ist dieser Kirche auch nicht Erfolg verheißen, sondern nur die Zusage, dass Christus bei dieser Kirche bleibt, wie klein oder groß, wie authentisch oder sündig sie auch ist. Das genügt.

Was heißt das – das Evangelium vom liebenden Gott mit den Räumen und Zeiten dieser Welt, mit den Menschen von heute in Verbindung zu bringen? Es heißt zwei Dimensionen, zwei Wirklichkeiten in eine Begegnung zu bringen. Die Wirklichkeit des Menschen von heute, eines jeden möglichen Menschen, und die Wirklichkeit der Frohbotschaft des Glaubens. Es geht nicht darum, die Menschen zuerst mit der Kirche in Verbindung zu bringen, sondern mit dem Evangelium. An diesem Punkt aber scheitert heute schon ein Großteil der Begegnungen. Es geht aber auch nicht darum, die Menschen zuerst mit dem Text der Bibel oder sonstigen Texten in Verbindung zu bringen, auch das wäre ein Missverständnis. Nein, es geht um die Erfahrung, die Menschlichkeit des Evangeliums, die Menschlichkeit Gottes in Jesus Christus zur Darstellung zu bringen.

Damit eine solche Begegnung möglich wird, bedarf es zweier Voraussetzungen, zweier Kompetenzen aufseiten der Christinnen und Christen: die eine ist die **spirituelle Kompetenz**, die andere ist die **empathisch-diakonische Kompetenz**. Die spirituelle Kompetenz besagt, dass Christinnen und Christen wissen, worin das Geschenk, die Faszination und die Herausforderung des Christseins liegen. Christinnen und Christen sind gottes-erfahrene, noch genauer gesagt: sie sind christus-erfahrene Menschen. Sie erfahren Gott in ihrem Leben als Quelle, als Heil, als Rettung, als Begleitung, aber auch als Schweigen, als Not, als quälende Frage, vielleicht als Karfreitag. Und sie können diese Gotteserfahrung dem Nächsten gut vermitteln. Christinnen und Christen wissen, warum sie glauben und was das heißt an Gott zu glauben. Das heißt zunächst und vor allem: Jeder Mensch ist um seiner selbst willen von Gott unbedingt angenommen und bejaht. Der Mensch ist nicht ein Mittel zum Zweck. Darum erfüllt auch der Glaube an Gott keinen Zweck. Er ist gewissermaßen zweck-los, zweckfrei, unverzweckt. Man muss nicht glauben, man darf glauben. Glaube ist der Luxus des Lebens, dass wir unsere Existenz einer unendlich liebenden Macht anvertrauen, weil diese Macht uns in der menschlichen Geschichte, in der menschlichen Person, in Jesus von Nazareth nahe gekommen ist. *Du bist um deiner selbst willen da! Du darfst sein*, ja, als Liebende müssten wir sagen: *Du sollst sein! Unbedingt! Und darum bist du mir nicht egal, darum rührst du mich an,*



*du forderst mich heraus, mich dir zu stellen.* Glaube ist die Erfahrung, dass unsere Existenz im unsichtbaren Licht einer absoluten Liebe angestrahlt ist.

Haben wir diese spirituelle Kompetenz? Sind Christinnen und Christen Menschen, die dem Mitmenschen, ob glaubend, andersglaubend oder nichtglaubend, diese Zusage Gottes direkt oder indirekt durch ihre Art des Lebens, durch die Art der Kommunikation, durch ihre Kreativität im Engagement vermitteln oder nicht? Oder ist das Christsein blutleere Routine geworden, die gar nicht mehr lebendig ist? Ich glaube, dass es der Nachkonzilsgeneration bisher nicht gelungen ist, aus einer neuen spirituellen Kraft und Erfahrung heraus das Christsein tiefgehend zu prägen. Die volksreligiösen Formen und Rituale sind uns weitgehend fremd geworden, aber wir haben an ihre Stelle zu wenig Neues, Innovatives gestellt. Darum sind die Quellen unserer Spiritualität in einer konsumistischen Kultur weithin versiegt. Spiritualität ist eine Sache für die Hauptamtlichen und für die ganz Frommen, denken sich viele. Nein, Spiritualität ist das Herz des Christseins. Die Menschen suchen heute nicht Kirche und Religion, sondern spirituell erfahrene Mitmenschen. Wo sind diese im heutigen Christentum? Ist es ungehörig, wenn ich frage, was haben wir in den letzten 50 Jahren getan, um unsere spirituelle Kompetenz zu entwickeln und zu entfalten? Was haben wir getan, um unseren Glauben zu verstehen, um ihn an die nachwachsende Generation verständlich weitergeben zu können?

Verstehen die Christen heute, was es heißt: *Wir glauben an Gott? Wir glauben, dass die Welt nicht nur Evolution, sondern auch Schöpfung Gottes ist? Verstehen sie, wenn sie bekennen, dass Jesus nicht nur ein ethisches Vorbild des Menschseins ist, sondern Gottes greifbare, spürbare Liebe und Barmherzigkeit in der Welt? Was heißt es zu glauben, dass unser Leben nicht im Tod zu Ende ist, sondern in die Herrlichkeit Gottes hineingerufen ist? Verstehen die Christen, wenn sie sagen: Wir glauben, dass Auferstehung nicht nur Weiterleben nach dem Tod ist, sondern die feste Hoffnung, dass die Opfer der Geschichte, die Opfer der Gewalt von Gott nicht im Stich gelassen werden, dass seine Liebe stärker ist als der Tod? Und was heißt es zu glauben, dass die Kirche nicht nur eine aus Menschen gemachte Organisation ist, sondern Gottes Zeichen und Werkzeug in der Welt?*

9

Können wir diesen Glauben überzeugend und erfahrungsgesättigt anderen Menschen mitteilen und weitergeben? Verstehen die Christinnen und Christen selbst, was sie glauben?

Die **zweite Kompetenz**, die heute unverzichtbar ist, ist die **empathisch-diakonische Kompetenz**. Sie ist die Fähigkeit, mit dem Konzil gesprochen, „*Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängter jeder Art*“, teilen zu können. Diakonische Kompetenz ist die Fähigkeit zur Solidarität mit meinem Nächsten. Es ist die Fähigkeit, wie der barmherzige Samariter, die Leidenden unter uns, die Menschen, die Hilfe brauchen, wahrnehmen zu können. Ich sage bewusst wahrnehmen können. Wir haben die Neigung, uns vor der Not des anderen zu schützen. Wir sehen nicht hin, wir drehen uns weg. Wir wollen nicht vom anderen, der unsere Hilfe braucht, aus der Ruhe bringen, unterbrechen lassen. Aber Christsein heißt, sich von der Not des anderen unterbrechen zu lassen. Auch hier frage ich wieder ungehörig: Wie ist es möglich, dass die Pfarrcaritasgruppen ein so kleines Dasein fristen? Wie ist es möglich, dass Caritas noch immer als Sache von Frauen und meist für Frauen angesehen wird? Ich möchte nicht das große Engagement der Männerbewegung in der Aktion „Sei so frei“, der Frauenbewegung im Familienfasttag und der Jungschar in der Dreikönigsaktion verschweigen – das ist ganz konkrete Diakonie, Hilfe für die Menschen in den Ländern des Südens. Aber Diakonie ist darauf nicht zu begrenzen. Sie muss ein Grundprinzip des christlichen Selbstverständnisses werden. Der französische suspendierte Bischof Jacques Gaillot mahnt uns mit dem harten Satz: „Eine Kirche, die nicht dient, dient zu nichts.“ Dienen heißt: solidarisch sein mit denen, die Hilfe brauchen.

Damit die Kirche Zukunft hat, muss sie heute diese doppelte Bewegung machen wie das Konzil: nach innen und nach außen. Die Bewegung nach innen ist die Aufgabe der spirituellen Befähigung, gottes-erfahrene Menschen zu werden. Die Bewegung nach außen ist die Befähigung diakonisch aktiv und dialogfähig zu werden. Aber diese zwei Bewegungen finden nicht in einer geschützten Werkstatt statt, sondern mitten in den Krisen und Widersprüchen unserer Zeit, unserer Epoche, ja auch unseres Glaubens.

Auf dem Weg der Gott- und Christus-Erfahrung werden wir heute mit dem Gefühl der Abwesenheit Gottes konfrontiert. Wir werden mit Fragen konfrontiert, auf die es keine schnelle Antwort mehr gibt: Was meinen wir, wenn wir „Gott“ sagen? Wo ist Gott im Leid? Wie ist Gott in der Schöpfung, in der Evolution gegenwärtig? Wo ist Gott in unserem Leben? Wir müssen endlich diese Fragen zulassen, wir müssen uns der gefühlten Abwesenheit Gottes in der Welt stellen, sonst wird unser Reden von Gott angesichts des Schweigens des Weltalls und der Unfassbarkeit des Bösen in der menschlichen Geschichte naiv oder noch schlimmer zynisch.

Auch auf dem Weg der Diakonie und Empathie werden wir mit ernstesten Fragen konfrontiert: Ist unser Helfen und Mitfühlen absichtslos oder erwarten wir dafür eine Gegenleistung? Etwa Dank und Anerkennung? Oder Integrationsbereitschaft und Mitarbeit? Sind unsere Hilfeleistungen Almosen oder gehen sie auf die Bedürfnisse der Hilfesuchenden ein? Sind unsere finanziellen Solidaritätsbeiträge Beruhigungspillen für unser schlechtes Gewissen oder geben wir auch etwas von unserer Substanz ab, damit andere Substanz zum Leben bekommen? Ist unser Teilen proportional ausgewogen zu unserem Erwerb von Vermögen?

Wenn wir uns diesen Herausforderungen nicht stellen, dann werden wir Christen in unserer Kultur bald nur mehr eine marginale Rolle spielen. Es geht nicht darum, wieder zu einer Massenkirche zu werden oder die religiöse Monopolstellung zurückzuerobieren. Es geht darum, Glaubwürdigkeit zurückzugewinnen. Diese Glaubwürdigkeit muss heute von der ganzen Kirche, oben und unten zu einem neuen Anliegen werden. Denn nur eine glaubwürdige Kirche ist eine Kirche, der man abnimmt, dass auf ihrer Botschaft und ihrem Zeugnis das Leben in einem existenziellen Sinne bereichert wird. Diese Glaubwürdigkeit beginnt dort, wo Menschen erkennen: *Ich muss selbst auch der Wandel sein, den ich suche. Ich bin in meinem Christsein unvertretbar – niemand an meiner Stelle kann mein Christsein leben. Ich allein bin hier gefragt. Welchen Wandel wünsche ich mir? Und welchen Schritt setze ich bei mir selbst an, damit dieser Wandel Wirklichkeit wird?*

Nur wenn Menschen entdecken, dass der Glaube dem Leben dient, suchen Menschen auch diesen Glauben wieder. Denn Glaube bringt dem Leben ungeheuer viel, so wie die Liebe etwas bringt, wenn sie ohne Hintergedanken geschenkt wird: Glaube verleiht dem Menschen Vertrauen ins Leben in einer Welt des totalen Sicherheitswahns; er gibt dem Menschen geistige Weite in einer Welt der Engstirnigkeit und Scheuklappenmentalität; er schenkt Hoffnung in einer Welt der Ängste und Enttäuschungen; er gibt der Kultur Tiefe in einer Kultur der Oberflächlichkeit und Schnelllebigkeit; er gibt dem Menschen einen Sinn für ein maßvolles Leben in einer Welt, die Gefahr läuft, alle vernünftigen Maßstäbe zu verlieren. Er gibt die Kraft, die Opfer der Geschichte nicht zu vergessen, sondern ihr vorenthaltenes Glück im Angesicht Gottes zu erinnern; er gibt der Seele Dankbarkeit und Frohsinn in Zeiten der gedankenlosen Selbstverständlichkeiten und Depression.

Liebe Männer, liebe Frauen, ich glaube, dass die Zukunft eines neuen Christentums längst schon begonnen hat. Nicht nur die Probleme prägen die Gegenwart, sondern auch die Hoffnungen, Visionen und Neuanfänge. Vielleicht wird Papst Franziskus ein Papst, der die vielen Impulse, die heute schon in den Kirchen des Nordens und des Südens lebendig sind, verstär-

ken und der Kirche ein neues, vorbildhaft gelebtes Selbstverständnis schenken: dass sie eine Behüterin des Lebens sein solle; eine heilende Gemeinschaft, die die Verwundeten des Lebens und die vom Schicksal Geschlagenen wahrnimmt und ihre Autorität als Leidende anerkennt. Darum möchte ich am Schluss meines Referats diesen Wandel mit einigen Bildern und Zitaten zu Papst Franziskus schließen.

#### 4. Papst Franziskus – Impulse für eine Kirche der Zukunft

Am 13. März 2013 wurde der argentinische Kardinal Jorge Mario Bergoglio zum Papst gewählt. Der Jesuit gab sich den Namen *Franziskus*. Dieser Name ist zweifelsohne Programm: Er steht für die Option für die Armen und für ein Christsein der Einfachheit und Freude, der Demut und Achtsamkeit. Als Franziskus sich dem Volk vorstellte, begrüßte er es mit einem herzlichen *Buonasera*; er stellte sich als der neue Bischof von Rom vor, der mit dem Volk nun sich gemeinsam auf den Weg machen wolle. Bevor er den Segen *Urbi et orbi* spendete, bat er die Menschenmenge am Petersplatz um ihr Gebet und ihren Segen. Es war eine zutiefst berührende Geste. Franziskus trug keine rote Mozetta, den roten Schulterumhang, und keine roten Schuhe, alles Zeichen der herausragenden Würde des Papstamtes. Franziskus gibt dem Petrusdienst seine Würde nicht durch modische „Äußerlichkeiten“, sondern durch seine Art des Menschseins. Am Ende des Konklaves ließ er sich nicht mit dem bereitgestellten Mercedes ins Hotel zurückbringen, sondern nahm den Kleinbus wie die anderen Kardinäle auch. Als er nächsten Tages auszog, packte er selbständig die Koffer, zahlte persönlich die Rechnung und zog ins Vatikanische Gästehaus Santa Marta um, wo er bis heute in eine spartanisch eingerichteten Kleinwohnung lebt. Er verzichtet auf die große Papstwohnung, sondern bleibt im Gästehaus, wo er mittags in einem Speisesaal mit den Gästen sein Essen einnimmt. Er hat die Angewohnheit, sich nachmittags einen Kaffee im Parterre des Gästehauses selbst zu holen, er stellt sich wie alle anderen an und wirft eine Geldmünze ein, um den Kaffee zu erhalten. Man sagt, die Gäste, die dort zufällig in der Schlange stehen, wollen dem Papst unbedingt den Vortritt geben. Er aber lehnt das ab. Als einmal ein Priester in den Fahrstuhl stieg und den Papst zufällig antraf, grüßte er ihn mit der Anrede „Heiliger Vater“. Der Papst soll geantwortet haben: „Heiliger Sohn“! Solche Anekdoten zeigen: Franziskus will ein Mensch bleiben, der ansprechbar, der berührbar, der „normal“ sein will. Er will unter Menschen sein und seinen bescheidenen Lebensstil beibehalten. An diesen „Äußerlichkeiten“ zeigt sich, dass hinter seiner Amtsrolle eine starke, reife, gegenüber Macht und Prunk unbestechliche Person steht.

Papst Franziskus kommuniziert hauptsächlich durch diese Sprache der Gesten. Eines der stärksten Zeichen, die er setzte, war der traditionelle Ritus der Fußwaschung am Gründonnerstag, die bisher nur ausgewählten Priestern vorbehalten war. Franziskus ging in ein römisches Jugendgefängnis und wusch 12 jungen Insassen, Christen und Atheisten, Männern und Frauen, Muslimen und Andersgläubigen die Füße. Er begründete diese Handlung mit dem Argument, dass er auf diese Weise besonders lernen könne, was Demut bedeute. Auf den Generalaudienzen jeden Mittwoch auf dem Petersplatz zeigt er sich als nahbarer, umarmender, küssender, streichelnder Mann – im Übrigen Merkmale seines italienisch-argentinischen Charakters, was gar nicht so außergewöhnlich ist. Er geht mit offenen Armen auf die Menschen zu, in tiefer Achtsamkeit und großem Respekt vor jedem Einzelnen. Er stellt sich nicht über die Menschen, das Wort „Papst“ verwendet er nur ganz selten, am liebsten bezeichnet er sich als der „Bischof von Rom“, der den Vorsitz in der Liebe für die ganze Weltkirche innehat.

Franziskus pflegt einen ganz neuen Stil des Papstamtes. Er will vor allem als Hirte, als „Pastor“, als Seelsorger erscheinen, nicht als klerikaler Herrscher. In einem Interview, das er dem ehemaligen Chefredakteur der italienischen Tageszeitung „La Repubblica“, Eugenio Scalfari, gab, bezeichnete er das Hofgetue des Vatikans als „Lepra des Papstamtes“! Das ist eine ungeheuerliche Ansage: Denn er behauptet damit nicht weniger, als dass diese über Jahrhunderte entstandene Vatikankultur pathologisch ist und das Papstamt dadurch krank machen kann. Demonstrativ distanziert er sich von solchen Formen der Unterwürfigkeit.

Aber nicht nur durch solche Gesten, sondern auch durch eine Vielzahl von Ansprachen und Predigten zeigt Franziskus ein neues Profil. Täglich predigt er kurz in der Frühmesse im Gästehaus St. Marta, die von den Vatikanangestellten besucht werden kann. In diesen Predigten äußert er einige kurze Gedanken zu den Tageslesungen. Sie werden wenige Stunden später im Radio Vatikan in zusammengefasster Form veröffentlicht ([de.radiovaticana.va](http://de.radiovaticana.va)). Anhand dieser Texte gewinnt man einen Einblick in das spirituelle und theologische Selbstverständnis von Papst Franziskus.

Ich möchte die vielfältigen Impulse des Papstes auf zwei Aspekte beschränken: Was sagt der neue Papst zur Kirche? Und was sagt er zum Christsein?

Über die Kirche hat Kardinal Jorge Mario Bergoglio schon im Vorkonklave Aufsehen erregt. Er unterschied zwei Kirchenbilder: das eine sei die verkündende Kirche, die nicht bei sich bleibt, sondern hinausgeht an die existenziellen Ränder der Menschen; das andere sei die mondäne Kirche, die bei sich bleibt und Jesus für sich reklamiert. Nur das erste Bild sei die authentische Gestalt der Kirche. Das heißt: Papst Franziskus will zurück zur ursprünglichen Kirche, die ihren Auftrag, das Evangelium zu verkünden, erfüllt. Dazu müsse sie sich öffnen, aus der Sakristei, aus dem Kirchenraum hinausgehen, dorthin, wo die Menschen leben. Er weiß, dass diese Öffnung auch zu Unfällen führen kann, wie er sagt, aber er meint, eine verunfallte Kirche sei ihm tausendmal lieber als eine kranke Kirche, die um sich kreist. Das stärkste Kirchenbild hat er jüngst im Interview mit dem Chefredakteur der italienischen Zeitschrift des Jesuitenordens *La Civiltà Cattolica*, P. Antonio Spadaro SJ geprägt. Er sagt, die Kirche komme ihm vor wie ein Feldlazarett nach einer Schlacht, wo es gilt, die Verwundeten zu versorgen und ihre Herzen zu erwärmen: „Die Wunden heilen, die Wunden heilen ... Man muss unten anfangen.“ In einem Feldlazarett geht es nicht darum, die Cholesterin- und Zuckerwerte abzufragen, sondern sofort zu behandeln. Ein Bild dafür, dass die Kirche den Menschen ohne Vorbedingungen und ohne Beurteilung helfen soll, wenn sie in Not sind. Ein Bild auch dafür, dass die Kirche von heute eine therapeutische Funktion erfüllen müsse. Sie soll heilen, so wie Gott heilt.

Zum Christsein von heute äußert sich Papst Franziskus regelmäßig. Aus der Vielzahl der Aussagen greife ich ein paar besonders markante heraus: Christen sollen allen zuhören; sie sollen ihren Glauben froh leben und nicht dreinschauen wie in Essig eingelegte Pfefferoni; er warnt die Christen vor der Kultur des Wohlstands und der Beliebigkeit. Die heutigen Menschen liebten einen „Spray-Gott“, der gut duftet, aber in Wahrheit von einem nichts fordert. Doch Gott ist kein Spray, sondern aktive Liebe, die sich vom anderen berühren lässt und Verbindlichkeit und Verantwortung braucht. Darum müssen Christen auch Salz der Erde sein, aber wohl dosiert. Das Christsein der kirchlichen Amtsträger hat der Papst mehrmals thematisiert. Von den Bischöfen wünscht er, dass sie ihr Ohr beim Volk haben, keine Karrieristen sind, vor allem dass sie Hirten und nicht Wölfe sind. Die Priester sollen keine Funktionäre werden, die in ihren Funktionen aufgehen, sondern Seelsorger, die die Menschen ermutigen, stützen und aufrichten. Wieder eine pastorale und therapeutische Sichtweise! Ein sehr grundlegendes Bild vom Christen hat Franziskus bei seiner Antrittspredigt geprägt: Christen

sollen Hüter des Nächsten, Hüter der Schöpfung sein. Hüten heißt, behutsam, achtsam mit dem Kostbarsten, das uns anvertraut ist, umgehen.

Was seine kirchenpolitischen Akzente anlangt, zeichnen sich erste Richtungsentscheidungen ab. Bald nach seiner Wahl hat er ein achtköpfiges Gremium von Bischöfen aus aller Welt einberufen, das ihm beratend zur Seite stehen soll. Inzwischen ist die erste Klausurtagung abgehalten worden und wie man hört, sei es darum gegangen, eine Strukturreform des Vatikans einzuleiten. Franziskus will, dass der Vatikan eine Dienstleistungsstelle für die Ortskirchen wird. Sollte ihm dieser Paradigmenwechsel gelingen, hat er eine epochale Veränderung in Gang gesetzt. Denn dann würde er den derzeitigen Zentralismus beenden und den Vatikan völlig neu ausrichten: das neue Zentrum der Weltkirche sind dann die Ortskirchen, der Vatikan wäre eine Drehscheibe der Kommunikation und Koordination. Der berühmten Vatikanbank hat er inzwischen ein neues Kontrollorgan vorgesetzt und er lässt prüfen, wie sie zu reformieren ist. Für die Bischofsernennungen erwartet Franziskus von den Nuntien, dass sie ihm pastoral fähige Kandidaten zur Entscheidung vorlegen. Man darf gespannt sein, ob dieses Kriterium einen neuen Typus von Bischöfen hervorbringt. Franziskus fordert auch einen weiteren Abbau des Klerikalismus, er will vermehrt Laien und Frauen in führenden Positionen kirchlicher Einrichtungen sehen. Ich vermute aber, der Hauptakzent von Franziskus wird in der Sozialbotschaft der Kirche liegen. Nach einem stark theologisch geprägten Pontifikat unter Papst Benedikt, wird Franziskus die Soziallehre der Kirche in den Vordergrund rücken. Sein erster Pastoralbesuch galt der Insel Lampedusa. Damit machte er aufmerksam, wie sehr ihm die Flüchtlingsfrage am Herzen liegt. Zur Syrienkrise hat er im September einen Bet- und Fasttag ausgerufen. Franziskus verurteilt den Krieg, den Menschenhandel, eine rücksichtslose ausbeuterische Ökonomie, er ist höchst besorgt über die vielen jugendlichen Arbeitslosen und die vereinsamten alten Menschen. Fast täglich werden von ihm Stellungnahmen zu sozialen Fragen veröffentlicht. Das heißt: Franziskus wird wahrscheinlich weniger in die Lehrtradition der Kirche eingreifen, als vielmehr die diakonische, gesellschaftskritische Aufgabe der Kirche in den Mittelpunkt rücken. An der Frage der Frauenordination wird er nicht rütteln, diese Tür habe die Kirche zugemacht (eine analytisch korrekte Deutung, die aber viel subtiler ist, als sie klingt!); er plädiert allerdings für ein neues Verständnis der Rolle der Frau und ihrer theologischen Bedeutung. Man wird sehen, ob dieses spannungsvolle Thema auf diesem Wege etwas abgebaut werden kann. Der neue Staatssekretär Pietro Parolin hat aufhorchen lassen, dass der Zölibat kein Dogma sei und darüber diskutiert werden könne. Endlich auch in dieser Frage aus höchster Stelle ein Signal des Dialogs.

Das Pontifikat von Papst Franziskus ist noch jung. Aber es lässt erste Konturen erkennen, dass dieser Mann der Kirche und der Welt einen kräftigen Impuls geben wird, sich noch viel entschiedener um die spirituellen und diakonischen Herausforderungen der Gegenwart zu kümmern. In seiner jugendlichen, einfachen, unkomplizierten Art auf die Menschen zuzugehen, erweist er sich als genialer Kommunikator. Dieses Charisma ist nicht Show oder ein PR-Trick, sondern ein höchst authentisches vorbildhaft gelebtes Christsein. So viel steht jetzt schon fest: Franziskus wird einen neuen Stil des Petrusamtes prägen, der hoffentlich einen epochalen Wandel einleiten wird. An ihm persönlich erkennt man erste Umriss einer Kirche der Zukunft. Eine Kirche der geerdeten Spiritualität, der Empathie und Solidarität, der Klarheit und Einfachheit. Es liegt aber auch und besonders an uns Christinnen und Christen an der Basis, diese Vision einer Kirche, die entschieden und mutig die Impulse des II. Vatikanums fortsetzt, auch in unserer Ortskirche weiterzutragen und sie in konkrete Zeichen und Maßnahmen umzusetzen. Bei alledem darf nämlich eines nicht vergessen werden: Papst hin oder her, es kommt auf jeden Christen, auf jede Christin an, ob sie das Christ/in/sein lebt oder nicht. Darum wünsche ich der KMB im neuen Arbeitsjahr gutes Gelingen und innovative

mutige Impulse für die Diözese Linz, für die Pfarrgemeinden und Dekanate. *Sei der Wandel, den du suchst!* – darum geht es. Mehr denn je!

## LITERATURHINWEISE

### **Zum Konzil:**

PESCH, Otto Hermann: Das Zweite Vatikanische Konzil. Vorgeschichte – Verlauf – Ergebnisse – Nachgeschichte, Würzburg: Echter Verlag 2001 (eine kompakte umfassende Darstellung des Konzils)

WENZEL, Knut: Kleine Geschichte des Zweiten Vatikanischen Konzils, Freiburg-Basel-Wien: Herder Verlag 2005 (gut lesbare Einführung in die wichtigsten Konzilsdokumente)

RAHNER Karl, VORGRIMLER Herbert: Kleines Konzilskompodium. Sämtliche Texte des Zweiten Vatikanums mit Einführungen und ausführlichem Sachregister, Freiburg-Basel-Wien: Herder-Verlag 2008 (das Standardwerk zu den Dokumenten des 2. Vatikanums)

### **Zur Zukunft der Kirche:**

KAUFMANN, Franz-Xaver: Kirchenkrise. Wie überlebt das Christentum? Freiburg-Basel-Wien: Herder-Verlag 2011 (eine gute kurze Darstellung der Situation der Katholischen Kirche)

BUCHER, Rainer: Wenn nichts bleibt, wie es war. Zur prekären Zukunft der katholische Kirche, Würzburg: Echter-Verlag 2012 (eine pastoraltheologische Analyse zur Problematik der Kirche heute)

14

### **Zu Papst Franziskus:**

PAPST FRANZISKUS: „Und jetzt beginnen wir diesen Weg“. Die ersten Botschaften des Pontifikats, Freiburg-Basel-Wien: Herder-Verlag 2013

PAPST FRANZISKUS: Mein Leben, mein Weg. El Jesuita. Das Gespräch mit Jorge Mario Bergoglio von Sergio Rubin und Francesca Ambrogetti, Freiburg-Basel-Wien: Herder 2013

KEMPIS, Stefan von: Papst Franziskus. Wie er ist, wie er denkt, was ihn erwartet, Freiburg-Basel-Wien: Herder-Verlag 2013

SPADARO, Antonio: Das Interview mit Papst Franziskus, Freiburg-Basel-Wien: Herder-Verlag 2013 (ein Büchlein, das einen sehr guten Eindruck von Papst Franziskus' Selbstverständnis widerspiegelt)

### **Zum Referenten:**

GRUBER, Franz: Lieben. Leben mit Leidenschaft und Sinn, Regensburg: Pustet-Verlag 2011 (eine Erörterung der Frage: womit bekommt man es zu tun, wenn man es mit der Liebe zu tun bekommt? Die Antwort heißt: mit den Grundlagen des Lebens, aber auch des Glaubens, wie z.B. mit dem Begleiten, Beleben, Scheitern, Sterben, Heilen usw.)

*Der Referent ist Professor für Dogmatik und Ökumenische Theologie an der Katholisch-Theologischen Privatuniversität Linz, Bethlehemstr. 20, A-4020 Linz. Email: f.gruber@ktu-linz.ac.at*